Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 20

Artikel: Und doch!
Autor: Burg, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671794

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Poetentod.

Der Herbstwind rauscht; der Dichter liegt im Ster=
Die Blätterschatten fallen an der Wand; [ben,
An seinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
Der letzten Sonne Strahl, netzt er den Mund;
Dann wieder rückwärts auf den Pfühl gesunken,
Tut er den letzten Willen also kund:

„Die ich aus luftgen Klängen aufgerichtet,
Vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit;
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein Tagewerk und meine Erdenzeit.

Das keck und sicher seine Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Königshaus;
Der Hungerschlucker, der die Tafel zierte:
Der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus.

So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wies Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Rund getan!

Und was den Herd bescheidnen Schmuckes kränzte,
Was sich an alter Weisheit um ihn fand,
In Weihgefäßen auf Gesimsen glänzte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand!

Daß meines Sinnes unbekannter Erbe
Mit findger Hand, vielleicht im Schülerkleid,
Auf offnem Markte ahnungsvoll erwerbe
Die Heilkraft wider der Vernachtung Leid.

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
Weil unfruchtbar; die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbäumchen lasset stehen
Für mein und meiner lieben Frauen Grab!

Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen,
Wo seine Banner von den Türmen wehn;
Doch ungekannt mit mühsalschwerem Ringen
Wird meine Sippschaft dran vorübergehn!"

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt.

Gottfried Keller.

Und doch!

Ganz verschneit lag das alte Gasthaus am Walde. Die Wege, die von verschiedenen Seiten zu seinem Umkreis führten, zeigten nur schmale, von einzelnen Fußspuren gezogene Bahnen. Winterliche Dämmerung, selten durch einen stärkeren Sonnenstrahl erhellt, umhüllte das Gebäude. In der Gaststube saßen zwei Männer. An ihren Schuhen und groben Strümpfen taute der Schnee langsam auf und bildete eine kleine Lache um die Stuhlbeine. Sie führten ein von Pausen unterbrochenes Gespräch, das sich um ihre im Walde gemachten Beobachtungen drehte: man sah die Rehe, wenn man an einer gewissen Stelle aus dem gelichteten Gehölz trat, wie sie sich um einen von der Jagdgesellschaft geschaffenen Futterplatz scharten; man konnte im unberührten Schnee zwischen den Stämmen mannigfache Spuren bemerken, und es war reizvoll, aus ihrer Zeichnung auf das Wild, das sie hinterlassen hatte, zu schließen. Auch Vögel, die man sonst nicht oft zu Gesicht bekam, ließen sich jetzt in der strengen Wintereinsamkeit von einem geräuschlos einhergehenden Fußgänger beobachten.

Die beiden Männer hatten das mittlere Alter überschritten; sie sahen bedächtig aus, ihre Stirnen verrieten gedankliche Arbeit; ihre tief liegenden Augen ließen auf Vorliebe für Einsamkeit schließen. Sie hatten sich hier nur zufällig getroffen, und da sie nun einmal in dem weiten Raum zusammen saßen, ergab sich ein Gespräch

fast zwangsweise. Doch tropfte es nur so dahin, als ob keiner der Beiden das Bedürfnis empfände, etwas von dem andern zu erfahren. Bis dann einer von ihnen, den Blick hinaus auf das waldige Gebiet richtend, meinte:

„Wer sollte denken, wenn man hier in dieser friedlichen Abgeschlossenheit weilt, daß draußen Krieg ist. Der Unsinn, der Unsinn!"

Der andere nickte mehrmals zustimmend und brummte:

„Ja, wenn man aus dem Lärm der sogenannten Nachrichten heraus will, muß man sich in die Natur flüchten, das ist das Einzige."

„Und doch kann man sich nicht ganz daraus ziehen; kein Haus, sogar in unserem neutralen Land, das nicht irgendwie davon betroffen wäre."

„Haben Sie auch Angehörige im Dienst?"

„Zwei Söhne. Und sind verheiratet. Die Kinder sind bei uns Großeltern, die jungen Frauen gehen auf Arbeit."

„Da haben Sie es ja noch gut; Sie stehen doch mitten drin. Ich bin allein, unverheiratet."

„O, mancher hält das jetzt für das Beste. Denn man weiß ja nicht, was noch über unser Land kommen kann. Und da ist die Jugend zu bedauern. Warum also Kinder wünschen? — Wenn sie schon da sind, natürlich, dann ist es etwas anderes."

Sein Gefährte belebte sich, wie von einem plötzlichen Trost berührt.

„Es stimmt, die Jugend ist heute nicht zu beneiden. In was für ein Chaos sie hineinwächst! Keine Aussichten, weder Arbeit noch ruhige Entfaltung zu einem Beruf. Kriegsdienst, das scheint ihnen bestimmt zu sein. — Sie haben Recht, man darf vielleicht froh sein, keine Nachkommen in diese zerrüttete Welt hinein wachsen zu sehen."

Der andere nickte und seufzte, zog eine Brieftasche heraus und entnahm ihr eine Photographie. Seine Familie war darauf in hübschem Gruppenbild zu sehen: die flotten Söhne neben der Mutter, zwei jugendliche Frauengestalten mit kleinen Kindern auf dem Schoß.

„Aha, schön, offenbar ein gut getroffenes Bild", sagte der Junggeselle höflich, „schade, daß Sie sich nicht in Frieden des Familienlebens freuen können."

„Ach, wissen Sie, ich bin eher ein einsamer Mensch. Ich liebe die Meinen sehr, aber ich gehe gerne meine eigenen Wege. Nur die Sorge um sie trage ich dann im Geheimen mit."

„Freilich, freilich, das glaub ich, in dieser Zeit mag die Sorge schwerer wiegen als sonst schon. Man muß sich wohl fragen, was diese Kinder für eine Zukunft erleben werden. Immerhin, sie werden sich durchschlagen müssen."

In seiner Stimme klang eine gewisse Genugtuung mit, daß diese Art der Verantwortung seine Schultern nicht drückte.

Man erging sich weiter in Vermutungen über die Entwicklung der Lage, in Betrachtungen und geschichtlichen Vergleichen. Die aus den Pfeifen aufsteigenden Wolken erfüllten nach und nach den Raum. Vom riesigen Kachelofen her strömte behagliche Wärme. Draußen verbreitete die sinkende Sonne noch einen rötlichen Schein auf dem silbernen Schneegehänge der Tannen. Es war still, und man konnte denken, die Zeit habe den Lauf eingestellt.

Doch plötzlich ertönte vom Waldrand her ein Laut von vielen Stimmen; sie schienen noch weit entfernt und waren dann doch auf einmal nahe heran gekommen. Über das flache, unberührte Feld neben dem Haus kam eine Schar junger Menschen geflogen, auf Schneeschuhen, vorgebeugt, die Stöcke kunstgerecht gebreitet. Ein jähes Aufschreien verriet, daß auch Mädchen dabei waren. Und es dauerte keine fünf Minuten, so stand eine Anzahl frischer Menschen vor dem Gasthausfenster, damit beschäftigt, die Skier abzuschnallen, sich den Schnee von Hosen und Schuhen zu klopfen und stampfend die Stube zu betreten.

Vier junge Männer, noch nicht wehrpflichtig, ebensoviele junge Mädchen, die Wangen gerötet, die Augen voll von dem Glanz der verschneiten Waldherrlichkeit, die sie eben durchsaust. Mit einem Durcheinanderschwirren von Lachen, Rufen und Berichten nahmen sie Platz an einem langen Tisch, indes die Wirtin mit erstaunlicher Lebendigkeit hin und her eilte und die Bestellungen aufnahm. Keiner der Neuankömmlinge bemerkte die Männer in der Ecke. Diese konnten, wenn sie zuhören wollten, vernehmen, wie unendlich fröhlich die Fahrt verlaufen, wie glänzend die Abfahrt von den Wartburghöfen gelungen sei, wie fein das Gelände, wie furchtbar lustig die Stürze der noch ungelenken Katharina gewesen waren. Und kaum war der heiße Tee mit Wonne und Geräusch geschlüpft, die Brötchen verzehrt, so wurde auch schon ein Geldstück in den Grammophonkasten geworfen, und bei den darauf ertönenden, mehr aufreizenden als harmonischen Weisen, drehten sich die Paare trotz schwerer Schuhe im Saal herum.

Etwas benommen und schweigsam schauten die

zwei Einspänner dem Treiben zu. Wie die braunen Augen der genannten Katharina, als sie über die Schulter ihres Tänzers lachten, an diejenigen der Rehe erinnerten, die sich im Walde gezeigt hatten! Wie die bunten Tücher, welche die Mädchen um die lockigen Haare gebunden trugen, den vorher so düsteren Saal mit spielenden Lichtern erfüllten! Und wie das Schleifen der schwer beschuhten Füße so kräftig, so rhythmisch wie ein Lied erklang!

Fühlten die zwei Männer, daß auch nicht ein einziger Blick der jungen Menschen in ihre Ecke flog? Merkten sie es, daß sie, wenn auch nicht tatsächlich, so doch in geistiger Beziehung, aus dem Raum heraus gedrängt waren?

Ohne sich darüber verständigt zu haben, verlangten beide gleichzeitig zu zahlen. Die Wirtin eilte herbei, rechnete rasch zusammen, nahm das Geld in Empfang und sagte lachend:

„Wird es Ihnen zu laut hier, meine Herren? Ja, ja die Jugend! Was will man!"

Sie gingen hinaus in die sinkende Dämmerung, nachdem sie sich die weiten Mäntel über die Schultern geworfen. Sie sprachen kaum mehr. Aus dem Saal folgten ihnen die Klänge des Instrumentes und das Lachen und Schwatzen der Tänzer. Nach und nach aber umfing sie wieder die Stille der Winterlichkeit. Dann blieb einer stehen:

„Hier zweigt meine Straße ab. Oder gehen Sie auch nach Z.?"

„Nein, mein Weg geht dorthin."

Sie reichten sich die Hände, wie in stummem Verstehen, wie in gegenseitiger Beschämung, als hätten sie gemeinsam einen Irrtum erkannt.

Und als sie weiter stapften, jeder auf seine Seite, durch tiefen Schnee, fernen Lichtern entgegen, dachte jeder für sich:

„Es ist nicht wahr, die Jugend ist nie zu bedauern. Jung sein ist an sich ein Glück. Ah bah! Laß sie hinein tanzen ins Leben. Sie werden sich zu wehren wissen."

Anna Burg.

Gedanken im Krankenzimmer.

Von Wm. Hans Frey.

Ein goldiger Tag ist aufgegangen. Kein Wölklein am Himmel — nur das erste Strömen des jungen Lichtes bis in alle Weiten wie ein Weckruf ins offene Herz hinein.

Es ist, als schreite der Mai über Wiesen und Gärten, frühlingshaftschön und bezauberte mit seinen Blauaugen die Menschen. Noch ist es ein scheuer Gruß, der nicht alles in den nachtfeuchten Büschen und Bäumen — in den kühlen Gründen enthüllt. Mein Föhrenwäldchen — vor dem Fenster — es winkt frisch zu mir herüber — steh auf, steh auf.

Was willst Du liegen und schauen und voll Verlangen nur davon schreiben? Hinaus — hinaus, es ist Wanderzeit.

Der Frühtau glitzert und gleißt und perlt. Aus dem Reußtale herauf schweben ein paar Nebeltücher wie eine leise Wolke über die feuchten Gräser hin. Verirrten, ziellosen Gedanken gleichend — so schleichen die weißen Kissen zwischen den Föhrenstämmen durch und zergehen zögernd im kräftigen Anhauch der Sonne.

O Wanderzeit!

Heute ist es meine Seele, die wandert und an den Händen — verschwistert — führt sie die Erinnerung. Aus dem blauen Morgen neigen sich alle die vergangenen Stunden gemeinsamer Fahrten und die durstigen Lippen öffnen sich. Die Augen starren in die Ferne — der süße, wehe Wind streicht um fieberheiße Wangen. Du hörst ferne Wasser rauschen — schattige Wälder und breitausladende Baumkronen locken Dich — vor dem Hause plätschert der Brunnen in der Nacht und der kühle Atem der Berge überfällt Dich und Deine hungrigen Augen. Du möchtest sie alle pflücken, diese Gaukelblumen — greifst nach dem Spiegelbild — grau fällt es zusammen, zerschlagen im Gleichschritt der Glieder, gebleicht von den Stunden. —

Wanderzeit?

Ja, ich sehe euch, ihr endlosen Kolonnen, die ihr auf allen Straßen marschiert. Schwer bepackt und mit müden Augen in all den Glanz schauend. Ich höre den Schritt und sehe den Staub wie einen Schleier aufwirbeln, um die starre Maske der grauen Gesichter. Und ich weiß, daß ihr nicht mehr als dieselben Menschen durch die helle Pracht unter den grünen Bogen hindurch schreitet. Die Sonne strahlt wie ehedem und schleudert ihre goldenen Pfeile und Wogen über die Welt im Frühlicht — aber ihr zittert, wenn der Wind über die satten Meere der Wiesen hin-